



Bob Fu
Nancy French

Kämpfer des Himmels

Mein gefährliches
Doppelleben



BRUNNEN

Bob Fu/Nancy French

Kämpfer des Himmels

Mein gefährliches Doppelleben

 **BRUNNEN**
Verlag Giessen · Basel

Bob Fu / Nancy French
Kämpfer des Himmels
Mein gefährliches Doppelleben
336 Seiten, Paperback, 13,8 x 20,8 cm
Erscheinungsdatum: 27.01.2014
ISBN 978-3-7655-2020-4
Bestell-Nr. 192020
EUR 16,99 (D) / SFr *25,50 / EUR 17,50 (A)
* unverbindliche Preisempfehlung des Verlags

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel „God’s Double Agent“ bei Baker Books, a division of Baker Publishing Group, Grand Rapids, Michigan, 49516, USA.
Alle Rechte vorbehalten.
Copyright © 2013 by Bob Fu

Abdruck der Bibelabschnitte S. 184f und 314 sind der Übersetzung Hoffnung für alle® entnommen, Copyright © 1983, 1996, 2002 by Biblica Inc.™.
Verwendet mit freundl. Genehmigung des Verlags.
Alle weiteren Rechte weltweit vorbehalten.

Deutsch von Dr. Friedemann Lux



© der deutschen Ausgabe 2014 Brunnen Verlag Gießen
www.brunnen-verlag.de
Umschlagfotos: shutterstock, privat
Umschlaggestaltung: Ralf Simon
Satz: DTP Brunnen
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-7655-2020-4

Das Christentum in China findet man nur noch im Museum.

Es ist tot und erledigt.

Jiang Qing, vierte Frau von Mao Zedong

Gegen Tyrannen rebellieren heißt Gott gehorchen.

Benjamin Franklin

Kapitel 1

Es war Mitternacht. Ich legte die Finger an den Fensterrahmen und versuchte, das Fenster sachte zu öffnen. Doch die Farbschichten mehrerer Jahre hatten es zugeklebt. Ich hielt die Luft an und zog heftig. Das Fenster ging auf, aber nicht so leise, wie ich gehofft hatte. Ich schickte ein Stoßgebet zum Himmel, dass keiner der an der Haustür postierten Polizisten gerade eine Rauchpause machte und um den Block herumspazierte. Und dass keiner der Nachbarn wach war. Wenn ich das hier machen und mit dem Leben davonkommen wollte, konnte ich keine Zeugen gebrauchen.

Heidi, meine Frau, hatte gerade unsere Wohnung im fünften Stock verlassen. Sie trug andere Kleider als sonst und ein Seidentuch um den Kopf. Die Polizisten waren es gewöhnt, uns als Paar zu sehen, sodass Heidi alleine größere Chancen hatte, an ihnen vorbeizuschlüpfen. Der Riesenplattenbau hatte drei Haustüren, aber die Behörden hatten zwei davon abgesperrt, als sie anfangen, uns zu überwachen. Der eine Eingang, den es noch gab, lag direkt neben dem Raum mit den Sicherheitsleuten, die uns nicht aus dem Auge ließen. Jedes Mal, wenn ich das Gebäude verließ, gaben sie der Zentrale Alarm, worauf ein Wächter des Amtes für Öffentliche Sicherheit sich an meine Fersen heftete. Ich wusste schon nicht mehr, wie es war, durch die Stadt zu laufen, ohne beschattet zu werden.

Wenn Heidis Verkleidung nichts brachte, hätte ich nicht mehr viel Zeit, bevor unsere Bewacher sich in die fünfte Etage begaben, um mich zu verhaften – aber ich wäre nicht mehr da. Heidi hatte extra das Licht

angelassen, damit sie dachten, dass wir noch wach waren und uns zum Schlafen fertig machten. Ich war bereits im vierten Stock, in den Toiletten. In jedem Stockwerk gab es einen Toilettenraum für alle Bewohner, dessen Tür stets unverschlossen blieb. Ich schaute zum Fenster hinaus. Nichts. Aber durch das Fenster sah man ja nicht alles. Meine Überlebenschancen würden mit jedem Stockwerk wachsen, das ich tiefer steigen konnte, ohne entdeckt zu werden. Ich schlüpfte zurück aus dem Toilettenraum und wieder ins Treppenhaus. Dritter Stock. Zweiter Stock. Erster Stock. Noch tiefer ging nicht. Die Sicherheitsleute waren im Erdgeschoss. Jetzt gab es kein Zurück mehr.

Ich öffnete vorsichtig die Tür des Treppenhauses, linste nach links und rechts und ging langsam den Gang entlang zu den Toiletten. Dort betrat ich eine der winzigen Kabinen und hievte mich zum Sims des Fensters hoch, das zum Glück offen stand. Es war August in Beijing, aber der Luftzug des Fensters ließ mich kurz bibbern. Ich stellte meine Füße so nah an den Rand der Fensterbank wie möglich. Bis zum Boden waren es fast sechs Meter. Ich konnte den Boden nicht sehen, aber ich wusste, dass hier Sträucher standen, die meinen Fall bremsen würden. Solange ich mir nicht das Genick oder irgendwelche wichtigen Knochen brach, wäre es okay.

Nach dem, was wir an Gefängnis und Hausarrest erlebt hatten, war der Tod nicht das Schlimmste, was man sich vorstellen konnte, aber Heidi und ich hatten einen Grund, um unser Leben zu kämpfen: Heidi war schwanger, und die Ein-Kind-Politik der chinesischen Regierung bedeutete, dass man sie zur Abtreibung zwingen würde, weil wir keine Genehmigung für dieses Kind hatten. Wir hatten also keine Kinder-sachen gekauft oder unseren Eltern stolz erzählt, dass sie bald Großeltern wären. Wenn unser Plan gelang, würden sie ihr Enkelkind niemals sehen. Und uns auch nicht mehr. Aber wir hatten keine Wahl.

Meine Brille wollte mir auf die Nase rutschen. Ich schob sie zurück. Meine linke Hand umklammerte das Fenstersims. Es sah doch höher aus, als ich gedacht hatte. Meine Beine zitterten. Konnte ich das hier? Was würde aus Heidi und dem Kind werden, wenn ich gleich tot war?

Ich holte tief Luft, betete noch einmal kurz und trat hinaus in die Dunkelheit.

Prompt vergaß ich meine sämtlichen Theorien darüber, wie man sich am besten fallen ließ. Der Wind schoss mein Gesicht entlang, mein Magen zog sich zusammen, mein Herz schien ich im Haus vergessen zu haben. Meine Arme fuchtelten, und obwohl ich um jeden Preis still sein wollte, kam von irgendwo in mir ein Schrei. War das wirklich ich? Meine Brille flog weg und ich weiß noch, wie ich mir ans Gesicht griff, bevor alles um mich schwarz wurde.

Kapitel 2

Meine Lebensreise begann bereits vor meiner Geburt – als der erste Mann meiner Mutter sie aufforderte: „Du und die Kinder, ihr müsst gehen.“

Eigentlich war es mehr eine Bitte als eine Aufforderung. Eine verzweifelte Bitte. Sie wohnten in einem kleinen Haus in der Provinz Shandong in Südostchina, am Unterlauf des Gelben Flusses. Die Provinz grenzt ans Gelbe Meer, aber ihr kleines Lehmhaus lag weiter im Binnenland, wo es Weizen- und Maisfelder gab. Der Mann meiner Mutter bestellte ein kleines Stück Land in der Kommune, in der sie mit ihren beiden kleinen Kindern wohnten.

„Und wo soll ich hin?“, fragte meine Mutter. Sie wartete die Antwort nicht ab, sie wusste sie schon. Widerstandslos suchte sie ein paar Sachen zusammen, nur so viel, wie sie tragen konnte. Das kleinere Kind, das noch ein Baby war, würde sie auch tragen müssen.

So endete die Ehe meiner Mutter, auf eine Art, wie man das im Westen nicht kennt. Keine Affären, keine dramatischen Wortgefechte. Was war geschehen? Das Regime von Mao Zedong hatte seine schwere Hand auf die Dörfer gelegt und den Familien die Luft abgedrückt. 1958 hatte Mao ein gigantisches kulturelles und gesellschaftliches Experiment begonnen, den „Großen Sprung nach vorn“, das heißt in den Kommunismus. Der Mann meiner Mutter und alle anderen Dorfbewohner mussten ihr Eigentum aufgeben und fortan im Kollektiv leben. Ohne persönlichen Grund und Boden konnten sie nicht mehr ihre eigenen Lebensmittel anbauen. Mao, der seinen Untertanen weismachte, dass „alles möglich war“, versicherte allen, die es hören wollten, dass sie im kommunistischen System mehr Nahrungsmittel produzieren konnten. Das Regime ließ in den Dörfern große Gemeinschaftsküchen erbauen, wo man sich zu den Mahlzeiten traf. Im ersten Jahr brachte das ideale Wetter hohe Ernteerträge, doch in den folgenden Jahren ließen Dürren

und Überschwemmungen die Getreidevorräte bedenklich schmelzen. Dies war die Lage, in der der Mann meiner Mutter fand, dass er keine Wahl mehr hatte. „Geht“, sagte er, als sie mit den Kindern vor ihm stand. „Ich kann euch nicht mehr ernähren.“

Und so ging sie ein letztes Mal durchs Haus und betrachtete kurz das Bett, wo sie mit ihrem Mann und den Kindern geschlafen hatte. So gut würden ihre Kinder es auf der Straße nicht mehr haben. Sie wischte sich eine Träne ab; jetzt war nicht die Zeit für Sentimentalitäten. Hier gab es jedenfalls nichts mehr zu essen. Die große Form, in der sie Brot gebacken hatte, war seit Langem leer, und alles, was irgendwie wertvoll war, war aus dem Haus verschwunden, darunter alle Metallgegenstände.

Für Mao bedeutete Metall Macht; eine Nation mit viel Metall konnte mehr Schiffe, Waffen und Gebäude bauen. Als er den Bürgern befohlen hatte, ihr Metall dem Staat zu spenden, hatte meine Mutter pflichtschuldigst das Haus nach Metallgegenständen durchsucht. Sie hatte Töpfe, Pfannen und die früher so wertvollen landwirtschaftlichen Geräte zu einem der vielen Hinterhof-Hochöfen getragen, die überall im Land aus dem Boden geschossen waren. Dort wurden die Metallutensilien der Dorfleute in einen großen Haufen Rohmetall verwandelt, dessen Gewicht gemessen und stolz an die Zentralregierung gemeldet wurde. Es war ein Stolz, der unbegründet war; aus den paar irdischen Gütern meiner Familie wurden keine Schlachtschiffe, sondern ein Haufen unbrauchbares Zeug. Die Metallberge, die da in den Dörfern lagen, sollten Symbole der nationalen Macht sein; in Wirklichkeit waren sie traurige Monumente des ganzen nutzlosen Elendes des „Großen Sprungs nach vorn“.

Und bald auch Symbole des Todes.

War meine Mutter untröstlich, wütend, voller Angst? Vielleicht war sie das alles, aber sie nahm die Hand meiner Schwester, hievte sich das Tragetuch mit meinem Bruder auf den Rücken und sagte gespielt fröhlich: „Kommt, wir gehen spazieren.“

Fast vier Jahre lang sollte sie von einem Dorf zum nächsten gehen und Menschen, die selber hungerten, um Essen anbetteln. Millionen Men-

schen starben während des „Großen Sprungs nach vorn“; die Schätzungen gehen bis zu 40 Millionen.

Als es nichts anderes mehr gab, begannen die Menschen (auch meine Mutter), Baumrinde zu essen. Bis es auch keine Baumrinde mehr gab und das einst so grüne Land voller nackter Bäume und fast ohne weitere Vegetation war. Noch schlimmer wurde es im Winter. An einem besonders schlimmen Nachmittag stapfte meine Mutter meilenweit durch den tiefen Schnee, mit meinem Bruder auf dem Rücken und meiner Schwester an der Hand. Sie gingen langsam, um jeden Schritt kämpfend, ihre Fußspuren waren stumme Zeugen ihrer Verzweiflung. Als meine Mutter in der Ferne ein kleines Dorf sah, murmelte sie ein altes chinesisches Sprichwort: „Selbst ein blinder Esel findet nach Hause, wenn der Himmel ihn führt.“

Obwohl sie Atheistin war, zitierte sie oft dieses Sprichwort, wenn sie den Eindruck hatte, dass da jemand war, dem sie und ihre beiden Kinder nicht egal waren. Dass sie noch am Leben war, lag an der Freundlichkeit Wildfremder. Sie hoffte, dass auch in diesem Dorf sich jemand über sie und die Kinder erbarmen würde. Die vage Hoffnung auf etwas zu essen gab ihr in dem tiefen, eisigen Schnee übermenschliche Kraft.

„Hätten Sie vielleicht etwas zu essen übrig?“, fragte sie im Hof eines kleinen Hauses. Ein freundlicher Mann bot ihr eine Schüssel Reissuppe und einen vor den Elementen geschützten Platz im Hof an. Es war nicht viel, ja es war zu wenig für sie alle drei, aber die Suppe würde ihnen ein Stückchen Wärme in die ausgekühlten Knochen bringen und ihnen helfen, die nächste Nacht zu überstehen. Mit andächtiger Vorsicht begann meine Mutter, den ersten Löffel Suppe zum Mund des Kleinen zu führen. Ihre Kinder sollten zuerst etwas bekommen, jeder Tropfen war kostbar.

Just in dem Augenblick, wo der Löffel den Mund des Kleinen berührte, kam ein großer, wütender Hahn herbeigeschossen. Meine Mutter schrie auf. Der Hahn hackte auf sie los. Nach kurzem Kampf musste meine Mutter das Feld räumen, ganz verschmiert von Blut. Und von der kostbaren Reissuppe.

So mussten meine Mutter und Geschwister täglich um ihr Leben kämpfen, aber anderen ging es noch schlechter. Es gab Menschen, die Leder kochten, um es besser essen zu können. Viele starben bei dem Versuch, es herunterzuschlucken, und die Glücklichen, die nicht erstickten, brauchten dafür später Hilfe, um den steinharten Kot aus ihrem Körper zu bekommen. Andere aßen Erde oder, schlimmer noch, ihre alten Eltern oder kleinen Kinder, die an einer Krankheit oder auch durch Mord gestorben waren. In den chinesischen Geschichtsbüchern nannte man diese Zeit, in der das Regime das Volk verhungern ließ, beschönigend „die drei Katastrophenjahre“. Meine Mutter tat, was sie konnte, damit sie und ihre Kinder nicht die nächste Zahl in der Hungerstatistik wurden.

Dann kam der Tag, wo sie zu husten anfang, wie Millionen andere, die der Hunger und die allgemeinen ungesunden Lebensbedingungen krank machten. Der Husten wurde immer schlimmer; einen Tag nach dem anderen rang sie nach Luft und hatte Schmerzen in der Brust. Eines Tages begann sie Blut zu husten und es dämmerte ihr: Sie hatte nicht nur zwei obdachlose Kinder zu versorgen, sie war auch lungenkrank.

„Selbst ein blinder Esel findet nach Hause, wenn der Himmel ihn führt“, sagte sie, wenn sie Luft holte. Ein paar Jahre schon hatten die Kinder und sie es geschafft. Und wenn es ihr noch so dreckig ging, irgendetwas oder irgendjemand hatte ihr bis hierher geholfen und würde weiter helfen.

Und so wanderte sie hustend und keuchend weiter, durch die gleiche Gegend, von der Barmherzigkeit von Fremden lebend. Eines Tages kam sie zu einem Weiler, der Shiziyuan hieß, „Persimonengarten“; hier nahm ihr Leben eine ganz unerwartete Wende.

Sie klopfte an die Tür eines der kleinen Häuser. „Entschuldigung, hätten Sie vielleicht etwas zu essen übrig?“ Der Hof war voll duftender Persimonenbäume. Sie wollte sich schon wieder umdrehen und zum nächsten Haus gehen, als die Tür geöffnet wurde.

Ein kleiner, buckliger Mann stand darin. Er hatte nur ein gutes Auge, mit dem er seine abgerissenen Besucher musterte. Er war Fu Yubo, der Dorfbuchhalter.

„Das ist alles, was ich habe.“ Er gab ihr ein Stück Brot. Sein Mitleid mit der kranken Mutter und ihren kleinen Kindern war deutlich.

Yubo gab ihr nicht nur zu essen, sondern ein neues Leben: Es dauerte nicht lange, und er heiratete meine Mutter, die jetzt nach mehreren Jahren auf der Straße wieder ein Zuhause hatte. Bald bekam das Paar Kinder: zuerst ein Mädchen, Qinghua, dann, am 12. Juli 1968, mich. Sie nannten mich Xiqiu (gesprochen: Schi-Schu), „Herbst der Hoffnung“, denn im chinesischen Kalender gehört der Juli zum Herbst.

Die Leute in dem Dorf gaben ihren Kindern nicht nur Namen, sondern auch Spitznamen, zum Schutz vor bösen Geistern und einem schlechten Charakter. Sie glaubten, dass böse Geister und Dämonen durch das Land zogen, die Kinder suchten, in die sie einziehen konnten, und dass schöne Namen diese Geister noch mehr anzogen. Also verpasste man den Kindern scheußlich klingende Beinamen, um die Dämonen abzuschrecken. So hießen zwei meiner Freunde „Hässliches Blatt“ und „Dummer Esel“. Mein eigener Spitzname lautete Pianyi („Billig“). Man glaubte allgemein, dass die Kinder sich zum Gegenteil ihrer Spitznamen hin entwickeln würden; demnach muss meine Mutter gewollt haben, dass ich reich wurde. Nie mehr betteln müssen ... vielleicht würde es mit meinem Spitznamen klappen.

Trotz der Krankheit meiner Mutter und der Behinderung meines Vaters ging es uns jetzt viel besser. Als Jüngster war ich der Augapfel meiner Eltern und älteren Geschwister. Unser Haus hatte ein Schlafzimmer für uns alle und ein Wohnzimmer und dazwischen eine kleine Küche, in der es immer warm war. Mama stellte Blumen um den eisernen Küchenherd. Wir hatten Gemüse und Mehl, um Brot zu backen. Wenn die Hauptmahlzeiten fertig waren, zog der Duft frisch gebackenen Brotes durch das kleine Haus. Und es gab den kleinen, von Persimonenbäumen gesäumten Hof, den meine Mutter zuerst gesehen hatte.

Ich liebte den Duft dieser Bäume nicht weniger als den des Brotes. Die Persimonenbäume hatten große, glänzende Blätter und eine Rinde, die sich wie Krokodilleder anfühlte. Als Kind kletterte ich immer auf sie, um mir die allerbesten Persimonen zu pflücken. Die gelben waren noch

nicht reif, aber die roten ... Ich hielt sie immer gegen die Sonne und schaute durch sie hindurch zum Himmel hoch. Der Himmel sah scharlachrot aus durch die reifen Früchte. Wenn ich an meine Kindheit zurückdenke, habe ich wieder den kräftig-süßen Geschmack im Mund und rieche wieder den Duft der Blüten, die die Bienen anlockten.

Papa war der Buchhalter für das ganze Dorf. Jeden Morgen ging er zur Arbeit, die Hände hinter dem Rücken verschränkt wie ein wichtiger Mann und so schnell, dass ich schier nicht mitkam. Nach einem langen Arbeitstag kam er abends nach Hause. Sein Tageslohn entsprach 10 US-Cent. Er war ein Meister mit dem *suànpán*, dem in China seit Jahrtausenden gebräuchlichen Abakus. Seine Finger schienen mit den Kugeln zu zaubern; er konnte mit ihnen addieren, subtrahieren, ja sogar dividieren. Das Dividieren war sehr kompliziert, aber seine Finger stockten nie, wenn er die Ernten berechnete und wie viel jede Familie an Lebensmitteln bekam. Er war nur sechs Jahre zur Schule gegangen, aber galt als eine Art Gelehrter. Abends, bevor ich ins Bett ging, las er mir vor.

In der Erntezeit hatten alle am meisten zu tun. Da die Kommunisten die Landwirtschaft kollektiviert hatten, durften die Bauern nichts für sich selbst anbauen, sondern nur für die Regierung. Wenn sie ihren Weizen und Mais geerntet hatten, brachten sie ihn zu den staatlichen Sammelstellen. Mein Vater hatte die Zuteilung der Lebensmittel an die Familien, nach Zahl der Personen und Erntemenge, unter sich. Jede Familie bekam eine Art Lebensmittelgutschein, mit dem sie Weizen, Mais, Süßkartoffeln und andere Lebensmittel erwerben konnte. Nach all der harten Arbeit versammelten sich die Landarbeiter abends zu einer gemeinsamen Mahlzeit; da mein Vater eine Respektsperson war, durfte ich manchmal mit dabei sein.

Seine Position erlaubte es meinem Vater, den ärmeren Familien etwas mehr zu geben, ohne dass dies auffiel. Wir waren arm, aber es gab Menschen, denen es noch schlechter als uns ging – viel schlechter.

Zum Beispiel die früheren Grundbesitzer, die Mao wegen ihrer „kapitalistischen“ Vergangenheit absolut hasste. Millionen von ihnen waren ermordet oder in den Selbstmord getrieben worden. Die paar, die noch

lebten, wurden ohne Ende diskriminiert und gedemütigt. Einer unserer Nachbarn war solch ein „Volksfeind“, wie das Regime diese Menschen nannte.

Damals nannten die Dorfkinder sonst jeden älteren Mann respektvoll „Großvater“, selbst wenn er nicht mit ihnen verwandt war. Ich vermochte keinen Unterschied zu sehen zwischen meiner Familie und der dieses Großvaters, der unser Nachbar war, und verstand nicht, warum die Partei ihn so hart behandelte. Aber jeden Morgen – die Sonne war noch kaum aufgegangen – hörte ich, wie der Dorfpartei sekretär seinen Namen bellte: „Steh auf! Zeit zum Straßenfegen!“

Kurz darauf hörte ich, wie die Haustür des alten Mannes sich öffnete und wieder schloss. Er und die anderen früheren Grundbesitzer des Dorfes hatten jeden Morgen das ganze Dorf sauber zu fegen. Meine Eltern hatten echt Mitleid mit seiner Familie. Jeden Abend wickelte meine Mutter eine Extraportion von dem Essen in ein Tuch, gab es mir und flüsterte: „Lass dich nicht erwischen!“

Denn wenn ich erwischt wurde, würde die Partei meine Familie vernichten. Doch statt Angst zu bekommen, sagte ich mir: „Jetzt erst recht!“, und machte aus meinen abendlichen Geheimmissionen eine Wissenschaft. Ich wartete so lange wie möglich und schlüpfte dann leise, leise aus unserem Haus, um lässig die Straße hinunterzugehen, während ich verstohlen nach links und rechts schaute.

Wenn ich jemanden in meiner Nähe sah, änderte ich meinen Kurs, weg vom Haus unseres Volksfeind-Nachbarn. Manchmal war ich schnell fertig, doch meistens ließ meine Vorsicht mich ziemlich lange durch die hereinbrechende Nacht spazieren, denn meine Regel Nr. 1 war, dass niemand mich sehen durfte. Erst wenn ich ganz sicher war, dass ich allein war, schob ich das Essenspaket unauffällig unter der Tür unserer Nachbarn durch und sauste mit hämmerndem Herzen zurück nach Hause.

Sie haben mich nie erwischt.

Meine Eltern halfen vielen Menschen im Dorf, was sich bald herumsprach. Jeden Tag klopfte irgendein Bettler an unsere Tür.

„Pianyi“, rief meine Mutter aus ihrem Bett, „gib ihnen was – das Bes-

te, was wir im Haus haben.“ Nur Respektpersonen, wie Eltern und ältere Nachbarn, durften mich mit meinem Spitznamen anreden. Wenn meine Freunde mich „Billig“ nannten, war dies eine Beleidigung; bei meiner Mutter war es ein Zeichen der Zuneigung, ja Hoffnung – vor allem dann, wenn ihre Zukunftshoffnung für mich mit den Bettlern an unserer Tür konfrontiert wurde.

Wir hatten kaum genug für uns selbst, aber irgendwie reichte es trotzdem jedes Mal für ein kleines Almosen für die Bettler in unserem Hof. Ich gab ihnen das Beste, was wir hatten, und hörte ihren Geschichten zu, während sie aßen. Manchmal lachten sie, wenn sie mir von ihrem Elend erzählten, und manchmal weinten sie. Da meine Mutter selbst eine Bettlerin gewesen war, gingen mir die Geschichten dieser Bettler zu Herzen. Dort, in unserem Hof, lernte ich Barmherzigkeit. Und die Kunst des Widerstands.